

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alena Wagnerová

1945 waren sie Kinder

Flucht und Vertreibung im Leben einer Generation

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2016

Inhalt

Vorwort von Peter Glotz	9
Einleitung	15
Meine Heimat interessiert mich nicht Der Hohenstädter (geboren 1940)	24
Ich wußte nicht, daß Libuše und Milan keine deutschen Namen sind Die Troppauerin (geboren 1931)	34
Ty jsi Němec – Du bist halt ein Deutscher Der Warnsdorfer (geboren 1936)	43
Hier gehörst du nicht hin, zurück kannst du nicht Die Budweiserin I (geboren 1940)	53
Die Religion war unsere Heimat Der Schmiedshauer (geboren 1934)	63
Für uns war die Umsiedlung eine Chance Die Oppelnerin (geboren 1928)	70
Der Tonfall kommt aus den Trümmern zurück Der Egerländer (geboren 1939)	79
Ein drittes Mal Wurzeln schlagen kann ich nicht Die Reichenbergerin (geboren 1938)	89
Es war keine falsche Entscheidung, die Deutschen umzusiedeln Der Bodenbacher (geboren 1940)	96

1945 ist mein Vater Nazi geworden	
Die Budweiserin II (geboren 1940)	102
Die Vertreibung hat weder den Vertreibern noch dem Land gut getan	
Der Friedländer (geboren 1928)	110
Mit den Tschechen verbindet uns viel	
Die Trautenaunerin (geboren 1939)	116
Die Versöhnung beginnt mit dem Nachdenken über das Unrecht	
Der Kleinherlitzer (geboren 1931)	123
Mein deutscher Vater optierte für den Slowakischen Staat	
Der Zipser (geboren 1936)	134
Die Fähigkeit zu trauern	
Der (Sudeten)deutsche (geboren 1952)	144
Deutsche und Tschechen	
Stationen einer schwierigen Beziehung	151
Literaturhinweise	155

Einleitung

Die Vertreibung oder Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Ostmitteleuropa liegt inzwischen mehr als vierzig Jahre zurück. Diejenigen, welche diesen Bevölkerungstransfer für Europa unvorstellbaren Ausmaßes als Erwachsene erlebten, haben inzwischen das Rentenalter erreicht. Auch ihre Kinder sind schon längst erwachsen; die Zahl derer, für die die Vertreibung nur ein historisches Faktum ist, wird von Jahr zu Jahr größer. Die Folgen des Generationswechsels bekommen auch die Landsmannschaften zu spüren. Die Integration der etwa 14 Millionen Deutschen, die infolge des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat verloren haben – jeder Fünfte Bundesbürger ist ein Vertriebener –, gilt als abgeschlossen.

Global gesehen, trifft dies sicherlich zu. Wie aber ist es im Leben des einzelnen? Welche Spuren hat die Vertreibung in seiner Biographie hinterlassen? Bei den Angehörigen der älteren Generationen sind diese Spuren meistens deutlich sichtbar. Sie stellen einen mehr oder weniger tiefen Einschnitt im Leben dar. Bei den Angehörigen der jüngeren Generation, der heute etwa Fünfundvierzig- bis Fünfundfünfzigjährigen, die noch drüben geboren wurden und als Kinder in eine der damaligen Besatzungszonen oder nach Österreich kamen, sind sie in die tieferen Schichten des Bewußtseins abgesunken. Sie sind unsichtbarer, subtiler, wurden kaum je thematisiert.

Den Spuren der Vertreibung in den Biographien dieser Generation nachzugehen, ist das Anliegen dieses Buches. Was bedeutete das gewaltsame Herausreißen aus der gewohnten Umgebung für ihren weiteren Lebenslauf, für ihr Handeln und Verhalten? Welche Rolle spielten dabei die Umstände,

unter denen es geschah, die Haltung der Eltern, das Aufnahmeland? Welches Echo hinterließ im Bewußtsein dieser Kinder die verlorene Heimat? Im Unterschied zu den vielen Dokumentar- und Erinnerungsbüchern zu diesem Thema steht hier also weder die Vertreibung noch die Kindheit »davor« im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern die Zeit »danach«, die Bewältigung oder Verdrängung dieser Zäsur in der Biographie. In 15 Interviews werden die Antworten auf diese Fragen gesucht, eine Art Bestandsaufnahme der Auswirkungen einer politischen Entscheidung auf das Leben des einzelnen versucht. Das individuelle Schicksal des Menschen steht hier also im Zentrum der Aufmerksamkeit. Insofern stellen diese Aussagen auch keinen Anspruch auf Repräsentativität.

Den Schwerpunkt des vorliegenden Buches bilden Gespräche mit den aus Böhmen und Mähren stammenden Deutschen der Jahrgänge 1930–1940, die heute in einem der beiden deutschen Staaten leben. Die hier angesprochenen Männer und Frauen vertreten eine Gruppe von ungefähr 450 000 Personen. So hoch läßt sich aufgrund der verfügbaren Angaben* die Zahl der in diesen Jahren geborenen Sudetendeutschen schätzen.

Ursprünglich sollten in diesem Zusammenhang gleichgewichtig auch die Vertriebenen aus Schlesien berücksichtigt werden. Dafür sprach die Zugehörigkeit Schlesiens zum gleichen Kulturkreis, seine starke Prägung durch den österreichischen Einfluß. Bei der konkreten Arbeit zeigte sich aber bald, daß die Problematik der Flüchtlinge, Vertriebenen und Spätaussiedler aus Schlesien doch etwas anders gelagert ist. Haben die Schlesier ihre Heimat infolge der Grenzver-

* Alfred Bohmann: Das Sudetendeutschtum in Zahlen, München 1959; insbesondere S. 196–236. Kinder und Heranwachsende dieser Jahrgänge bildeten etwa 13–15 % unter den insgesamt über 3 Millionen aus der ČSSR vertriebenen Deutschen.

schiebung nach dem Zweiten Weltkrieg verloren, so ist die Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen aus Böhmen und Mähren das äußere Zeichen des Scheiterns des Zusammenlebens zweier Nationen, die, bevor der Nationalismus sie trennte, in einer mehr oder weniger friedlichen Koexistenz jahrhundertlang den gleichen Lebensraum teilten. Diese Komponente, die sowohl bei Schlesiern als auch den Karpatendeutschen aus der Slowakei weitgehend fehlt oder nur ansatzweise vorhanden ist, gibt der Vertreibung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei einen besonders bitteren Nachgeschmack. Die Verletzungen und Frustrationen liegen hier tiefer, sowohl auf der deutschen als auch auf der tschechischen Seite. Gerade deswegen schien es auch geboten, die Gespräche mit den Sudetendeutschen in den Mittelpunkt des Buches zu stellen.

Dennoch soll in zwei Interviews mit den Schlesiern, einem Niederschlesier und einer Oberschlesierin, an die stärkste Gruppe unter den Vertriebenen erinnert werden.

Ergänzt wird die Aussage des Buches durch zwei Gespräche mit den Vertretern der deutschen Minderheit aus der Slowakei. In der etwa 150 000 Personen* zählenden Volksgruppe der Karpatendeutschen gehören dieser Generation etwa 20 000 Menschen an.

Wesentlich für die Konzeption des vorliegenden Buches ist, daß sich hier als Gesprächspartner zum erstenmal in dieser Form Landsleute und Generationsgenossen begegnen: die Angehörigen der zweiten Generation der Vertriebenen mit der Autorin, die als Tschechin sozusagen der zweiten Generation der »Vertreiber« angehört. Damit bekommt diese Arbeit eine politische Dimension. Wer hier ins Gespräch kommt, sind die Nachfahren der einstigen »Böhmen deut-

* Angabe: Karpatendeutsche Landsmannschaft Slowakei e. V. Vergl. auch A. Bohmann: Das Sudetendeutschtum in Zahlen, S. 13.

scher und slawischer Stimme«*, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zu den um die Hegemonie im Lande kämpfenden Tschechen und Deutschen wurden. Indem nun diese Nachkommen über ihr eigenes Leben nachdenken, sichten sie gleichzeitig auch die unsägliche Hinterlassenschaft der Generation ihrer Eltern und Großeltern. »Das deutsche Volk in Böhmen möge entscheiden, ob es slawisch werden oder ob es, seiner Bestimmung gemäß, germanisieren will«**, hieß es auf deutscher Seite zu Beginn dieses Jahrhunderts. »Wird Böhmen nicht tschechisch, müssen wir untergehen«***, konterte ein tschechischer Dichter etwas später. Mit solchen extremen Parolen, die sicherlich auch damals nicht alle Tschechen und Deutsche teilten, können die heute Fünfundvierzig- bis Fünfundfünfzigjährigen hüben wie drüben nichts anfangen. Dennoch haben sie an den Folgen des Unheils zu tragen, das solche nationalistischen Sprüche heraufbeschworen hatten. Für einen aufmerksamen Leser sind sie in jedem dieser Gespräche, wenn auch auf unterschiedliche Art und Weise, spürbar.

Spürbar sind die Folgen der alten Kontroversen freilich bis heute auch im sudetendeutsch-tschechischen Verhältnis auf der Ebene der offiziellen Politik. Sowohl die tschechoslowa-

* Fast bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts haben sich die in den böhmischen Kronländern lebenden Tschechen und Deutsche in erster Linie als Bewohner Böhmens verstanden. Die nationale Zugehörigkeit spielte in ihrem Zusammenleben keine große Rolle. Erst nach 1848 setzt sich gegen diesen Landespatriotismus der Nationalismus mit seinem Verständnis der Nation als sprachliche Einheit allmählich durch. Die Industrialisierung Böhmens beschleunigt diesen Prozeß. Die nationalen Kämpfe zwischen Tschechen und Deutschen setzen ein.

** Aus dem Aufruf der Alldutschen Partei zu den böhmischen Landtagswahlen 1901. Zit. nach J. W. Brügel: Tschechen und Deutsche, München 1967, S. 16.

*** Freie Übersetzung der letzten zwei Zeilen des Gedichtes von Viktor Dyk (1877–1931). Im tschechischen Original: *Vím, úkol náš je Čechy počestiti/anebo zahynout.*

kische Regierung als auch die Sudetendeutsche Landsmannschaft haben es bisher vermieden, sich offen und selbstkritisch mit den zwei neuralgischen Punkten in der jüngsten Geschichte beider böhmischen Völker auseinanderzusetzen: die Sudetendeutschen mit der Rolle ihrer Volksgruppe im Vorfeld des Münchener Abkommens bzw. dem Anteil der Sudetendeutschen an der Zerschlagung der Ersten Tschechoslowakischen Republik; die Tschechen mit der Rechtmäßigkeit der Vertreibung der Sudetendeutschen (ungeachtet dessen, daß es hier um eine auch durch die Siegermächte getragene Entscheidung ging), insbesondere aber mit den damit verbundenen Gewalttaten gegen die deutsche Bevölkerung, bei denen schätzungsweise 250 000 Menschen* umkamen. Die Einstellung beider Seiten zu diesen für das sudetendeutsch-tschechische Verhältnis zentralen Ereignissen ist bisher durch Rechtfertigung der eigenen Position und des eigenen Handelns sowie Verdrängung unbequemer Fragen geprägt. Es ist allerdings eher die »Angst vor dem ersten Schritt« als eine totale Ablehnung der anderen Seite, die sich hinter diesen auf das Wahre des eigenen Prestiges bedachten Haltungen verbirgt. Auf der zwischenmenschlichen Ebene ist der Wunsch nach Verständigung und Versöhnung schon vielfach zur Realität geworden. Aber man muß auch sehen, daß es nicht einfach ist, sich auf diesem Trümmerfeld, das den Tschechen und Sudetendeutschen der Nationalismus hinterlassen hat, frei und unbefangen zu bewegen. Tief verinnerlichte Vorurteile, Reste ideologisch verbrämter Geschichtserfahrungen, undefinierbare Ängste und Gefühl der Bedrohung, verdrängtes schlechtes Gewissen, falsch verstan-

* Alfred Bohmann: Das Sudetendeutschtum in Zahlen, München 1959, S. 252. Die Zahl der Toten, Vermissten und Personen unbekannten Aufenthaltes wird hier als *Vertreibungsverlust* mit 241 000 Menschen angegeben. In der Literatur werden allerdings auch höhere Zahlen erwähnt. Das Ministerium für Vertriebene gab (1967) die Zahl 267 000 Personen an.

dene Treue zur eigenen Nation, stellen sich hier dem Willen nach Klarheit und Besonnenheit immer wieder in den Weg. Jeder Tscheche und jeder Sudetendeutsche, dem diese Fragen nicht ganz gleichgültig sind, hat mit diesem Kampf zwischen »Kopf« und »Bauch« seine eigenen Erfahrungen gemacht. Schon die unterschiedliche Wortwahl für ein und denselben Sachverhalt – Vertreibung in der Bundesrepublik; Aussiedlung oder Abs Schub in der Tschechoslowakei; Umsiedlung in der DDR – hat fast Bekenntnischarakter und weist auf eine noch unbewältigte Vergangenheit hin.

Wie schwer die Verarbeitung der Hypothesen im Verhältnis der beiden Völker vor allem denjenigen fällt, die die Jahre 1938 und 1945 bewußt erlebten, zeigte nicht zuletzt auch die kontroverse Diskussion, die sich in der tschechischen Exilzeitschrift »Svědectví«* 1978 um die »Thesen zur Vertreibung« des slowakischen Historikers Ján Mlynárik (Danubius) entspann. (Nach den ersten Ansätzen in der Zeit des Prager Frühlings stellt sie die bedeutendste Auseinandersetzung mit diesem Thema auf tschechoslowakischer Seite dar.) Auch hier wurden die Belastungen der Vergangenheit und die alten Ängste spürbar. Alle Diskutierenden waren sich zwar einig in der Verurteilung der Ausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung; die Vertreibung selbst betrachtete aber die Mehrheit als einen tragischen und bedauernswerten, für die Sicherung des tschechoslowakischen Staates jedoch notwendigen Akt. Acht Jahre später haben sich allerdings in einer inoffiziellen Umfrage** nur 15 Prozent der Befragten mit der Zwangsaussiedlung einverstanden erklärt. 42 Prozent haben auf den Satz »Es ist gut, daß wir die Deutschen

* »Svědectví«, (Paris) Jahrg. 15 (1978) Nr. 57, S. 105–122; Nr. 58, S. 383–406; Nr. 59, S. 565–598.

** Výsledky nezávislého průzkumu současného smýšlení v Československu. (Ergebnisse unabhängiger Untersuchung der öffentlichen Meinung in der ČSSR) Svědectví Jahrg. XX (1986); S. 300–303.

aus den Grenzgebieten abgeschoben haben« mit Nein geantwortet, 40 Prozent waren unentschieden. In der gleichen Umfrage meinten 69 Prozent der Befragten, daß die Deutschen keine Feinde der Tschechen und Slowaken mehr sind. Ein Wandel also auch hier?

Fünfzig Jahre nach dem Münchener Abkommen, mehr als vierzig Jahre nach der Vertreibung, wissen die Tschechen und die Sudetendeutschen schon, auch wenn sie es nicht zugeben wollen, daß es in den nationalen »Kriegen« keine Sieger und Besiegte, sondern nur Verlierer gibt. Beide Seiten haben auf unterschiedliche Art und Weise Verluste erlitten, politische, wirtschaftliche, kulturelle, moralische. Möglicherweise ist es auch dieses Gefühl der Niederlage und die Scham über die eigene Torheit, die die offene Auseinandersetzung mit den Fehlern der Vergangenheit auf der offiziellen politischen Ebene erschweren. Gerade diese Auseinandersetzung ist aber notwendig, wenn die Trauerarbeit des einzelnen einen über seine eigene Biographie hinausgreifenden Sinn bekommen soll.

Glaubten die Sudetendeutschen 1938 (nach dem Münchener Abkommen und der Abtretung der tschechoslowakischen Grenzgebiete an das Deutsche Reich) endlich die Erfüllung ihres 1918 verletzten Selbstbestimmungsrechtes erreicht zu haben, so mußten sie in den darauffolgenden Jahren erfahren, daß sie nur als Handlanger den machtpolitischen Interessen eines verbrecherischen Regimes dienten. Die Sudetendeutschen, die nach dem Krieg ihre Heimat verlassen mußten, waren nicht die gleichen Menschen, die 1938 dem Führer bei seiner Reise durch die Grenzgebiete zujubelten. Den Tschechen erging es nicht besser. Dünkten sie sich 1945 endlich als alleinige Herren in Böhmen, so mußten sie bald erfahren, daß die Zwangsaussiedlung eines Viertels der Bevölkerung Böhmens und Mährens nur das erste Signal des einbrechenden Stalinismus und der Teilung Europas war; die

Ausgrenzung der Deutschen nur der Beginn der Ausgrenzung weiterer Gruppen in der eigenen Nation. Auch in der Trennung wurde – eine Ironie der Geschichte – der enge Zusammenhang der Schicksale beider Völker, auf den ihre vom Nationalismus nicht geblendeten Angehörigen schon immer hingewiesen haben, nochmals bestätigt.

Auf dem Höhepunkt der nationalen Leidenschaften nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns meinte der tschechische Schriftsteller Josef Holeček, daß zwischen den Deutschen und Tschechen »in bezug auf die Harmonie von Geist und Gemüt ein Abgrund ist, der sich nicht überbrücken läßt«.* Heute, fast fünfzig Jahre nach dem gewaltsamen Ende des Zusammenlebens von Tschechen und Deutschen in einem Raum, wird allmählich der Blick frei für das, was beide Völker verband. Das Gefühl der kulturellen Nähe und Verwandtschaft scheint langsam Oberhand zu gewinnen. Auch die in diesem Buch gesammelten Gespräche legen davon Zeugnis ab. Wenn auch die Vergangenheit noch ihren Schatten auf die einzelnen Biographien wirft, so wird doch die Affinität zu Böhmen auf vielfache Art und Weise deutlich. Obwohl sie schon als Kinder Böhmen oder Mähren verließen, fühlen sich die Sudetendeutschen dieser Generation von der tschechischen Mentalität angezogen, empfinden eine Nähe zur tschechischen Sprache und Kultur, zur Musik, heirateten oft untereinander, erkennen auf Anhieb Menschen, die aus der gleichen Region kommen, heben die Vorzüge und Fruchtbarkeit einer multikulturellen Gesellschaft hervor und fühlen sich eher als Österreicher denn als »Reichsdeutsche«. Auch Verwandtschaftsbeziehungen haben die Trennung beider Völker überstanden.

Ähnliche Stimmen kann man heute auf der tschechischen Seite hören. Nicht zuletzt verdankt auch dieses Buch seine

* Josef Holeček (1853–1929), Národní moudrost, Praha 1920, S. 30–33.

Entstehung einer solchen späten Begegnung zwischen zwei Landsleuten. Die Herkunft und Prägung durch das Land scheint mindestens genauso schwer zu wiegen wie die Zugehörigkeit zu der als Gemeinschaft der Sprache definierten Nation. Siebzig Jahre nach dem Untergang Österreich-Ungarns werden die Umrisse des alten mitteleuropäischen Kulturraums mit seinem fruchtbaren Miteinander, Nebeneinander, aber auch Gegeneinander der Nationen – der Slawen, Deutschen, Juden und Ungarn – wieder sichtbar.

Eine zu späte Erkenntnis der Zusammengehörigkeit? Oder besteht doch eine Hoffnung, daß in einer gemeinsamen Trauerarbeit aus der Hinterlassenschaft ein Erbe wird?

Saarbrücken, November 1989*

Alena Wagnerová

* Geschrieben noch in der tschechoslowakischen »Novemberrevolution« 1989, die den Weg zur Verständigung und Versöhnung beider Völker nun – allem Anschein nach – geöffnet hat.

Meine Heimat interessiert mich nicht...

Der Hohenstädter

Ich persönlich habe kein Interesse an der alten Heimat. Ich würde auch nie hinfahren, solange dort das Regime herrscht, unter dem meine Eltern gelitten haben. Ich liebe die Freiheit und stelle sie über alles, und das ist für mich der Hauptgrund, warum ich nicht hinfahre. Hier kann ich sagen, was ich will, und es passiert mir nichts. Die Großeltern – die sind schon verstorben – haben dort einmal Besuch gemacht und sagten, sie würden jedem abraten hinzufahren. Es hat sich alles verändert. Die Häuser, die Gebäude, woran sich die Erinnerungen festmachen, sind meistens nicht mehr da. Es soll dort sehr schöne Landschaft geben, aber der Bezug dazu fehlt mir, weil ich erst vier Jahre alt war, als wir weggingen. Ich habe nur so ein paar verschwommene Umrisse. Aber in dem Alter, als Kind, merkt man sich nicht die Landschaft. Da hat man höchstens Gebäude in Erinnerung, oder wie wir beim Großvater auf dem Bauernhof mit meiner Schwester Schlitten gefahren sind und die Milchkanne umgestoßen haben. Das sind die Erinnerungen, die man behält.

Das alles begann damit, daß der Vater abgeholt wurde. Wir haben im Wohnzimmer gesessen, ich auf seinem Schoß: Plötzlich klopfte es an der Tür, zwei russische Soldaten kamen rein. Mein Vater mußte alles liegen lassen, sie haben ihn abgeführt. Nicht einmal den Mantel aus dem Kleiderschrank durfte er mitnehmen.

Meine Mutter blieb plötzlich mit fünf Kindern alleine. Sie wußte keinen anderen Weg, als mit uns zu ihren Eltern zu gehen. Da hatte sie noch Bekannte, Deutsche und Tschechen, die ihr aus gutem Willen geholfen haben. Sie erzählt immer, daß die Russen nicht die Schlimmsten waren, sondern die Tschechen; die haben einen derartigen Haß entwickelt gegen alles Deutsche.

Der Vater kam, wie wir später erfuhren, nach Auschwitz. Die Russen haben damals die ganze männliche Bevölkerung in Hohenstadt zusammengetrieben und sie einfach dorthin verfrachtet. Es war keine Nahrung da, viele sind dort kaputtgegangen, verhungert. Dort in Auschwitz war ein tschechischer Arzt, der hat meinen Vater von früher gekannt und wußte, daß er immer ordentlich war und vielen Tschechen in den Kriegsjahren geholfen hatte. Er war daheim bei der SA im Objektschutz tätig gewesen und hat für die tschechische und deutsche Bevölkerung Verwaltungsaufgaben übernommen. Die Tschechen waren zu der Zeit zwar nicht ganz diskriminiert, aber es haben doch die Deutschen geherrscht über die Tschechen. Und er war eben menschlich. Und so hat ihn jetzt der tschechische Arzt krank geschrieben, damit er aus dem Lager entlassen werden konnte.

Dann mußten wir fort. Die Deutschen sind gesammelt worden, auf den Bahnhöfen standen Viehwaggons, in die mußte man einsteigen. Die Schiebetür wurde zugeschlagen, es war plötzlich dunkel, und kein Mensch wußte, wohin die Reise geht. Man hat als Kind ängstlich dagesessen, unsicher, was passiert. Meine Mutter durfte praktisch nur den Kinderwagen mitnehmen, da war mein jüngster Bruder drin. Der ist unterwegs buchstäblich verhungert; es gab keine Nahrung, keine Medikamente, meine Mutter konnte nicht stillen. Irgendwann mal blieb dann der Zug stehen, die Tür ist aufgegangen, und es hieß, ins Lager. Dort wurde man dann vom Roten Kreuz mit Nahrung versorgt und mußte warten, es dauerte ewig, bis der Transport weiterging. Wohin, wußte niemand. Es gab mehrere solcher Stationen, ich kann es alles nicht ganz nachvollziehen, irgendwie verdrängt man es auch. An das letzte Lager kann ich mich erinnern. Das war Sekkach. Und dort ist schon der Vater zu uns gestoßen. Wie er erfahren hat, wo wir sind, weiß ich auch nicht.

Etwa nach einem Jahr Lagerdasein sind wir in Bietigheim

gelandet. Vom Wohnungsamt sind wir zwangsweise einquartiert worden in ein Haus. Die Leute waren schon älter, der Sohn ein Architekt, und sie waren natürlich sehr verbittert, daß sie jemanden aufnehmen mußten in ihr Prachthaus. Entsprechend sind wir auch behandelt worden.

Es war kurz vor Weihnachten als wir kamen. Ein Ofen war da, aber kein Brennmaterial. Die Leute hatten Holz, wollten uns aber keins geben. Wir sollten uns totfrieren. Am Heiligen Abend ist zu uns eine Frau aus der Nachbarschaft gekommen, hat uns einen Sack Holz gebracht. Das war unser Weihnachtsgeschenk. Wir konnten es uns ein bißchen warm machen in einem Stübchen.

Unsere Hausleute haben mit allen Schikanen versucht, uns wieder rauszuekeln. Flüchtling, das war ein Schimpfwort damals. Als Kind hat man darunter gelitten. Wir mußten leise sein, meine Mutter mußte sich ständig Beschwerden anhören, daß wir uns so oder so falsch verhalten haben. Wir haben gar nichts gemacht, wir waren brav, und trotzdem kamen laufend Beschwerden. So haben wir die erste Gelegenheit genutzt und sind in die Altstadt umgezogen. Dort mußten wir uns mit zwei anderen Familien eine Dreizimmerwohnung teilen. Da ging der Zirkus aufs neue los, bis mein Vater eine gute Arbeit fand und von der Firma eine Werkswohnung erhielt.

Bietigheim gehörte zu der amerikanischen Besatzungszone. Die Amerikaner sind am Anfang viel im Ort mit ihren Panzern und Militärfahrzeugen herumgefahren, das war für uns Kinder natürlich sehr schön. Vor allem die Schwarzen habe ich in guter Erinnerung. Sie waren unheimlich kinderlieb. Sie standen auf den Lastwagen, und wenn sie irgendwo ein Kind sahen, haben sie immer Süßigkeiten heruntergeworfen. Das waren für uns damals Wertgeschenke, es gab ja nichts. Mein Bruder hat durch die Ereignisse drei Jahre Schule veräußt, und so sind wir, er, meine Schwester und ich, in die

gleiche Klasse gekommen. Und wir sind auch in der Schule als Flüchtlinge behandelt und beschimpft worden. Irgendwann mal hat man sich das nicht mehr gefallen lassen, hat sich zur Wehr gesetzt und später auch Freunde gewonnen. Ganz langsam ist man integriert worden, und schließlich ist nicht mehr darüber gesprochen worden; man hat dazu gehört. Das war aber bestimmt ein Zeitraum von fünf bis zehn Jahren, genau kann ich es nicht sagen. Aber die ersten fünf Jahre, die waren bitter.

Die einheimischen Kinder waren natürlich von ihren Eltern beeinflusst; man wollte uns ja nicht. Aber wenn man ganz tief unten ist, kann man nicht mehr tiefer fallen. Dann muß man sich auf die Hinterfüße stellen, etwas anderes gibt es nicht. Und wir konnten nicht mehr tiefer fallen. Wir hatten nichts. Ich bin mit dreizehn, vierzehn in kurzen Hosen herumgelaufen und Strümpfen wie ein Mädchen, weil nichts da war. Ich mußte alte Kleider auftragen, wir sind barfuß gelaufen, bis in den Oktober hinein, weil keine Schuhe da waren. Ich habe mich immer geschämt. Aber resignieren – dazu hatte man keine Zeit. Der Hunger hat einen getrieben. Dann kam die schöne Zeit, daß Schrott gefragt war. Überall in den Wäldern lag noch Munition vom Krieg. Wir haben Messing gesammelt und es dann verkauft. Und mein Vater ist auf dem Fahrrad durch die Dörfer gefahren und hat alte Nähmaschinen repariert, für ein paar Eier, und wir haben auf den Stoppelfeldern die Ähren gesammelt, bekamen Mehl dafür. Dann konnten wir uns Kuchen backen. Es war kein Geld, kein Vermögen da. Heute würde man uns als Asoziale bezeichnen. Die Einheimischen, die hatten wenigstens ihren Garten, wo sie Gemüse züchten konnten.

Aber langsam ging es bergauf. Zuerst haben wir uns Möbel angeschafft. Später, ab Anfang der fünfziger Jahre, kamen dann die Flüchtlinge aus der DDR. Da waren wir schon halb integriert. Und die sind wieder von der Allgemeinheit, selbst

von den Vertriebenen als Flüchtlinge behandelt worden. Das war das Eigenartige.

Die Deutschen aus dem Osten, die jetzt kommen, die werden hier genauso behandelt wie wir damals. Jahrelang haben sie von der Bundesrepublik geträumt, kommen mit großen Hoffnungen her und machen sich keinen Begriff davon, wie sie hier aufgenommen werden. Wir mußten fort, aber sie kommen freiwillig und denken, daß sie in der Heimat willkommen sind. Und das sind sie im Grunde genommen nicht. Wir hatten auch diese Probleme, konnten aber wenigstens deutsch sprechen.

Die Eltern haben am Anfang noch gehofft, daß sich etwas ändert und wir wieder zurück kommen. Aber die Hoffnung hat sich nach und nach immer mehr zerschlagen. Sie waren nicht glücklich in der sogenannten neuen Heimat, aber wir hatten keine andere Wahl.

Am Anfang sind sie auch öfters zu den sudetendeutschen Treffen gegangen, haben dort viele Bekannte getroffen. Es war die einzige Möglichkeit, sich wieder zu finden. Kein Mensch wußte, wohin es den anderen verschlagen hat. Es waren ganze Familien getrennt, die sind dann in der Hoffnung zu diesen Veranstaltungen gefahren; man wird vielleicht über die anderen etwas erfahren. Ich bin nur als Kind dabei gewesen. Und ich lege heute auch keinen Wert darauf, weil es in meinen Augen irgendwie künstlich hochgehalten wird.

1959 bin ich von Bietigheim weggegangen. Ich habe dort Buchbinder gelernt und mich dann sofort abgesetzt in die Schweiz. Ich wollte auch etwas anderes sehen, war neugierig und interessiert an allem Unbekannten. Es war eine gute Lebenserfahrung. Ich habe in der Schweiz viel verdient. Der Umrechnungskurs war damals auch sehr günstig. Gespart habe ich nicht. Ich habe mir ein schönes Leben gemacht, die Notzeit nachgeholt. In der Schweiz gab es damals einen der-

artigen Haß gegen die Deutschen, daß man glücklich war, wieder nach Schwaben zu kommen und dort das Gefühl zu haben, jetzt bist du wieder in der Heimat. Dort war man willkommen im Vergleich dazu, wie damals ein Deutscher in der Schweiz angeschaut worden ist. Und die Schlimmsten waren gerade diejenigen, die sich in die Nazibücher eingetragen hatten, um als nazifreundlich zu gelten, für den Fall, daß Hitler vor der Schweiz keinen Halt machen würde. So haben mir es die Schweizer erzählt.

Aber man hatte Ausweichmöglichkeiten. In der Firma waren sechs Deutsche, zwei Österreicher, ein Spanier und ein paar Italiener, wir waren im Prinzip alle Ausländer. Nun haben wir uns zusammengetan, haben am Wochenende Ausflüge gemacht, sind Ski gelaufen. Zum Schluß haben sich uns auch junge Schweizer angeschlossen.

Ich wollte nicht Buchbinder werden, aber es hat sich angeboten, ich hatte keine andere Wahl. Wir waren vier Kinder bei einem Verdienst, da war jedes Wunschdenken zum Scheitern verurteilt. Es wäre nicht finanzierbar gewesen, beim besten Willen nicht. Und vom Staat gab es damals nichts, im Unterschied zu heute.

Ohne die Kriegseinflüsse, oder wie man es nennen mag, hätte ich gute Zukunftschancen gehabt. Meine Eltern waren nicht unvermögend, auch von der Verwandtschaft her. Da hätte es an der Ausbildung nicht gefehlt, Abitur hätte ich ohne weiteres machen können. Aber nun hatten wir ja nichts mehr, alles war weg, und wir mußten praktisch wieder von Null anfangen. Die anderen haben alles behalten und auf uns von oben herab geschaut. Aber so einer vergangenen Sache kann man nicht ewig nachtrauern, das Leben geht weiter.

Ich habe oft beruflich gewechselt, es hat mich immer das Neue interessiert. Kaum habe ich es gekannt, schon war es für mich langweilig, auch die Gegend ist mir langweilig ge-

worden. Fast jedes Jahr habe ich die Stelle gewechselt, als ich noch ledig war.

Ich war das Kämpfen gewöhnt, das war das Positive daran, an der Not, die wir erlebt haben. Man hat gelernt, sich unter keinen Umständen unterkriegen zu lassen, sich nicht aufzugeben. Man wußte, es geht irgendwie weiter, nur wenn man sich auf die Hinterfüße stellt. Ich persönlich habe keine Angst vor Notzeiten; ich wußte mir in jeder Situation zu helfen, wahrscheinlich im Unterschied zu der heutigen Jugend.

1962 bin ich wieder zurück in meine alte Firma nach Bietigheim gegangen. Ich habe meine Frau in der Schweiz kennengelernt, wir haben in Bietigheim geheiratet. In der Schweiz wollte ich nicht bleiben, weil dort das soziale Gefüge schlechter ist. Und man bleibt immer als Ausländer der Ausländerpolizei unterstellt.

Anfang der siebziger Jahre bin ich mit meiner Frau ins Saarland gezogen. Sie ist eine Saarländerin und wollte in ihre Heimat zurück. Mir war es im Prinzip egal. Ich bin überall zu Hause, wo ich mich wohl fühle und Geld verdiene. In dem Sinne bin ich nicht ortsgebunden. Jeder Ort kann die Heimat sein. Aber mit diesem Heimatgefühl, wie es meine Frau hat, damit kann ich nichts anfangen. Ich habe auch zu Bietigheim heute keinen Bezug mehr. Als wir dorthin kamen, lebten dort 8000 Menschen, es gab zwei Industriewerke aber sonst war es ein Bauerndorf, heute hat es 70000 Einwohner. Wenn ich heute dort hinkomme, wo ich als Kind gespielt habe, wo schöne Wälder waren, es ist alles bebaut, abgeholzt, Straßen sind in alle Richtungen gebaut worden, Hochhäuser hingestellt. Es ist für mich eine fremde Stadt geworden. Die Freunde hat man aus den Augen verloren, die sind alle gar nicht mehr da. Sicher, ich bin in Schwaben aufgewachsen, ich habe auch die Mundart angenommen, weil ich dort aufgewachsen bin. Werde auch verspottet als